„Der Courier"
Für Canada: Ein Jahr, $2.50; sechs Monate, $1.25, drei Monate 75 Cents.
Für Ver. Staaten: Ein Jahr $2.50; 6 Monate $1.50.
Für übriges Ausland: Ein Jahr $3.50; sechs Monate $2.00; drei Monate $1.00.
Reklame kostet 98c per Zoll einspaltig. Bei größeren Kontrakten entsprechenden Rabatt.
Kleine Anzeigen wie „Zu verkaufen", „Gesucht", u. s. w.:
Für jede Anzeige 1 Zoll einspaltig 75c; für jede weitere Insertion 50c.
Für jede Anzeige 2 Zoll einspaltig $1.25 für jede weitere Insertion 90c.

Zweiter Teil

Der Courier

Organ der deutschsprechenden Canadier.

Mittwoch, den 7. Januar 1931.

DER COURIER
The Organ of the German-speaking Settlers in the West.
MEMBERS OF A.B.C.
Printed and published every Wednesday by The Western Printers Association Ltd., a joint stock company, at its office and place of business, 1835 Halifax Street, Regina, Sask., Canada.
All stock owned by the readers of the paper.
J. W. Ehmann, Managing Director
Advertising Rates upon Application.

Vor der Entscheidung über Deutsch-Ostafrika

Die Gefahr hat den Gipfelpunkt erreicht. — Es ist die höchste Zeit zur Abwehr.

Von Dr. F. K. Praetorius, Hamburg.

Kein Zweifel, im englischen Kolonialreich vollziehen sich gegenwärtig Wandlungen von einstweilen nicht abzusehender Tragweite. In Indien gärt es wie nie zuvor. Die Dominien haben staatsrechtlich schon jetzt fast unbeschränkte Selbständigkeit erlangt. In den Protektoraten Kleinasiens, der außerordentlich wichtigen Brücke zwischen den britischen Ländern Asiens und Afrikas, herrscht ewige Unruhe; und Aegypten, im Norden mit dem Einfallstor zum großen afrikanischen Reich Englands und im Süden mit dem viel umstrittenen Sudan, macht Großbritannien kaum weniger Sorgen als Indien selbst.

Man sollte meinen, England habe genug zu tun, um seine Herrschaft über dieses gewaltige, einst fest in sich gefügte Kolonialreich zu behaupten. Aber trotz alledem sucht es sich auch gegenwärtig noch immer weiter auszudehnen und den alten Plan der unumschränkten Herrschaft über den gesamten „schwarzen Erdteil" in die Tat umzusetzen.

England hat in Versailles sein großes koloniales Ziel nicht erreicht. Zwar nahm es sich den größten Teil der deutschen Kolonien, diese aber wurden nicht sein Eigentum, sondern

ihm nur zur Verwaltung übergeben.

Die Rechtslage ist vollkommen klar und ergibt sich einwandfrei aus dem Versailler Diktat wie aus der Völkerbundsakte. Aber trotzdem glaubt Großbritannien sich jetzt über alle rechtlichen Bedenken hinwegsetzen, Deutsch-Ostafrika annektieren und dieses mit den Protektoraten Kenya und Uganda zu einem britischen Dominium vereinigen zu können.

Was man seit Jahren befürchten mußte, droht zur Wirklichkeit zu werden, wenn nicht der einmütige und entschlossene Wille des deutschen Volkes die Regierung veranlaßt, endlich den Rechtsanspruch des Deutschen Reiches mit allen Mitteln vor dem Völkerbund durchzusetzen. Während die deutsche Regierung nun schon seit Monaten auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht worden ist, hat die britische gehandelt. Soeben wurde den beiden Häusern des englischen Parlaments von der Regierung ein entsprechender Vorschlag zur Beratung unterbreitet. Für Landraub und Annektionen findet man immer wieder neue Namen und Umschreibungen; diesmal nennt man es ganz harmlos „closer Union" — so als ginge es um nichts weiter als um irgend welche verwaltungstechnischen Maßnahmen. Auch der Permanenten Mandatskommission des Völkerbundes wurde ein entsprechender Antrag eingereicht, von ihm jedoch einstweilen zurückgestellt, bis die endgültige Entscheidung in London gefallen ist.

Unter keinen Umständen dürfen die Deutschen freiwillig auf ihre kolonialen Ansprüche verzichten. Die letzten zehn Jahre haben bewiesen,

daß Deutschland ohne Kolonien nicht leben kann.

Es ist sowohl hinsichtlich der Beschaffung der Rohstoffe als auch der Ausfuhr deutscher Erzeugnisse auf eigene Wirtschaftsgebiete in Uebersee angewiesen. Solange die Arbeitslosigkeit, diese schlimmste und alles zersetzende Krankheit moderner Wirtschaftsländer, nicht behoben ist, kann mit dem Wiederaufstieg Deutschlands nicht gerechnet werden. Hierzu braucht es aber vor allem anderen seine Kolonien wieder. Und gerade Deutsch-Ostafrika bietet für die heimische Wirtschaft ebenso wie für die Besiedlung und Kolonisierung im weitesten Sinne noch ungeheuer viel Arbeitsmöglichkeiten.

Obgleich Großbritannien seine politische Vormachtstellung für seine eigene Wirtschaft in jeder erdenklichen Weise auszunutzen suchte, steht Deutschland schon wieder an zweiter Stelle in der Reihe der Einfuhrländer von Deutsch-Ostafrika. Aber dem deutschen Anteil von 12,2 Prozent an der Gesamteinfuhr des letzten Jahres stehen 54,9 Prozent gegenüber, die auf Erzeugnisse der Länder des britischen Reiches entfallen. Vor dem Kriege verteilte sich die Einfuhr ungefähr im umgekehrten Verhältnis! Die deutsche Ausfuhr ist in den letzten Jahren erfreulich gestiegen, 1929 betrug sie 6,5 Millionen Mark gegen nur 4 Millionen Mark in den beiden vorhergehenden Jahren; bis zum Juli dieses Jahres hatten wir für 2,9 Millionen Mark Waren nach Deutsch Ostafrika exportiert. Wie wichtig diese Ausfuhr ist, ergibt sich daraus am klarsten, daß gerade solche Erzeugnisse am meisten gefragt sind,

in deren Herstellung die deutschen Industrien führen.

Von der Gesamteinfuhr des Landes entfielen 21 Prozent auf baumwollene Stückgüter, 11 Prozent auf Nahrungsmittel, 7 Prozent auf Baumaterialien, 6 Prozent auf Maschinen und 2 Prozent auf Eisen- und Stahlwaren. Die wichtigsten zur Ausfuhr aus der Kolonie gelangenden Landesprodukte sind Sisal, Erdnüsse, Kaffee, Baumwolle, Kopra, Häute und Felle. Der Bergbau ist einstweilen noch ganz unentwickelt, so daß sich noch nicht einmal absehen läßt, mit welchen Produktionsziffern bei systematischer Ausnutzung auf diesem aussichtsreichen Gebiet gerechnet werden kann. Die Schätzungen des Kapitalwertes der Kolonie beziffern diesen bis 1930 auf 22,8 Milliarden Mark und einschließlich der Kapitalanlagen sogar auf 35 Milliarden. Der Feindbund sollte sich darüber im klaren sein, daß Deutschland ohne Kolonien niemals imstande sein wird, irgendwelche Abgaben aus Ueberschüssen zu leisten. Und „Kriegstribute", die vom eigenen Kapital genommen werden müssen oder nur geliehen sind, führen unweigerlich zum Bankrott.

Vor allem anderen muß aber auf eins hingewiesen werden. Der Raub der deutschen Kolonien wird genau so wie das ganze Versailler Diktat **mit einer Schuldlüge begründet,** und zwar in diesem Falle mit der Behauptung von Deutschlands Unfähigkeit zur Kolonisation. Die geradezu beispiellos glänzende wirtschaftliche Entwicklung aller deutschen Kolonien vor dem Kriege läßt sich an Hand der Produktionsziffern unwiderleglich nachweisen. Und die ungeheuerliche Lüge, daß die Deutschen in der Eingeborenenbehandlung versagt hätten, wird durch nichts schlagender widerlegt als durch die keiner anderen Kolonialmacht in gleicher Weise vor, während und nach dem Kriege erwiesene unerschütterliche Treue der Eingeborenen zu ihren deutschen Herren.

Eckener über Andree

Dr. Eckener beschäftigt sich neuerdings mit dem Plan einer Ueberfliegung des Nordpols im „Graf Zeppelin". Er wird voraussichtlich denselben Weg nehmen, den seinerzeit die Andrée'sche Expedition im Freiballon zu machen versuchte. Dr. Hugo Eckener hat deshalb als erster Deutscher neben dem Uebersetzer aus dem Schwedischen Einblick in die literarische Hinterlassenschaft seines Vorgängers, des ersten Pioniers der Erforschung des Nordpols auf dem Luftwege, genommen. Er schreibt über diese Dokumente, die soeben im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, unter dem Titel: S. A. Andrée „Dem Pol entgegen" erschienen sind, folgendes: „Ich empfing die mir freundlichst übersandten ersten Abdrucke vom Andrée'schen Tagebuch. Ich habe mich sofort am ersten Abend dahinter gesetzt und zu lesen angefangen. Welchen Eindruck dieses erschütternde Dokument menschlicher Tatkraft und menschlichen Leidens auf mich gemacht hat, vermögen Sie daraus zu ersehen, daß ich die umfangreichen Schilderungen und Niederschriften in einem Zuge bis zum tragischen Abschluß durchlas. Besonders gefesselt haben mich außerdem die sehr anschaulichen Beschreibungen der Eisverhältnisse und des wechselvollen Wetters usw., die eine Fundgrube für jeden Erforscher der Arktis sind."

Fangt den Toten!

In dem polnischen Dorfe Zuraska beklagte man kürzlich den Tod des alten Stepan Zioleski, eines allgemein beliebten und angesehenen Bauern. Die trauernde Witwe besorgte den Sarg. Die Leiche wurde, wie es sich gehört, darin aufgebahrt und die Beerdigung festgesetzt. Ehe es indessen dazu kam, ereignete sich etwas Fürchterliches. In der Nacht vor der Bestattung erwachte die alte Zioleski von einem ungewohnten Lichtschein im Zimmer. Sie fuhr im Bette hoch und sah zu ihrem maßlosen Entsetzen die Leiche ihres verstorbenen Mannes, im Totenhemd und mit einer brennenden Kerze in der Hand, vor sich stehen. Der Anblick regte sie dermaßen auf, daß sie einen Herzschlag bekam und auf der Stelle verschied. Sie hatte gerade noch Zeit gehabt, einen lauten Schrei auszustoßen, der ihren sechsundzwanzigjährigen Sohn herbei rief. Als dieser den „Geist" seines toten, in Wahrheit nur aus einem lethargischen Zustande wieder erwachten Vaters erblickte, griff er zu einer in der Ecke stehenden Hacke, um das vermeintliche Gespenst zu erschlagen. Dem alten Zioleski blieb nichts anderes übrig, als im Leichenhemd aus seinem eigenen Hause zu flüchten. Aber auch dann war er noch nicht sicher. Der Lärm hatte zahlreiche Nachbarn angelockt, die laut schreiend vor dem Geiste des Hasenpanier ergriffen, während ein kleinerer, wenn auch nicht vernünftigerer Teil dem jungen Zioleski bei seiner Gespensterjagd Beistand leistete. Erst das Eingreifen der Polizei konnte den alten Bauern vor weiteren Nachstellungen schützen. Zusammen mit seinem endlich zur Vernunft gekommenen Sohne kehrte er in sein leeres Haus zurück, wo beiden nun die traurige Pflicht oblag, die Leiche der vom Herzschlag getroffenen Frau und Mutter in den von dem alten Zioleski eben erst verlassenen Sarg zu legen.

Renntierherde auf der Zugspitze

München. — Eine von Lapland importierte Herde Renntiere wurde von der bayerischen Zugspitz-Eisenbahn-Gesellschaft nach der Zugspitze, dem höchsten Berge Deutschlands, gebracht, wo die Tiere ein weiterer Anziehungspunkt für die allwinterlichen Schneeschuhsportler sein werden.

Möwen verteidigen ihre Insel

Im nördlichen Michigansee liegt die kleine Möweninsel, die — wie ihr Namen schon sagt — ein wahres Möwenparadies ist. Auf dem rund zehn Morgen großen Eiland wohnte bis vor zwei Jahren niemand. Nur gelegentlich landeten Fischer hier, doch der Aufenthalt wurde ihnen durch Wolken von Möwen, die kreischend aufflatterten und um ihren am Boden kriechenden Nachwuchs besorgt waren, bald verleidet. Da aber die Insel idyllisch lag, so erwarb ein Amerikaner aus Traverse City die ganze Insel, um ein Sommerheim für sich und seine Familie dort zu errichten. Die Bauarbeiten begannen, doch die Handwerker erklärten dem Besitzer offen, daß sie nicht den geringsten Gefallen an ihrer Aufgabe fänden. Die Möwen schienen ihre Zufluchtsstätte um jeden Preis verteidigen zu wollen, und ihr Kreischen und aufgeregtes Flattern fiel den Leuten bald auf die Nerven, so daß sie froh waren, als das Haus im Laufe des Sommers unter Dach und Fach kam. Ein alter Matrose meinte, wenn das Heim erst bewohnt würde, müßten die Möwen ihrer Gewohnheit entsprechend den Platz verlassen. Doch die Vögel blieben, und die ständige Sorge, bei einem Ausgang die junge Brut zu Hunderten zu zertreten, die gelegentlichen Flügelschläge, die ihn trafen, verleideten dem Besitzer bald den Aufenthalt. Was nützte ihm schließlich das schönste Sommerhaus, wenn die weißen Flügelwolken, die dauernd sein Fenster umkreisen, jede Aussicht verhinderten? Der Besitzer hoffte auf das nächste Frühjahr. Er wohnte deshalb schon auf der Insel, bevor die Möwen aus dem Süden zurückkehrten. Doch seine Rechnung war falsch. Er hatte nicht mit der Ausdauer der Tiere gerechnet. Sie schienen sich noch vermehrt zu haben. Schließlich wandte sich der Bedrängte an das staatliche Forstamt und bat um eine Abschußgenehmigung. Diese wurde ihm aber verweigert, weil das Töten einer Möwe gesetzlich verboten und mit hoher Geldstrafe bedroht ist. Nun sah der Naturfreund aus Traverse City ein, daß er unrecht getan hatte, als er damals die Möwen von ihrem letzten Zufluchtsort im nördlichen Michigan vertreiben wollte.

Aus dem neuen Persien

Erfolgreiche Reformbestrebungen eines modernen Fürsten

Von Otto Schumann, z. Zt. Teheran.

Während die Reformen Aman Ullahs in Afghanistan mit den noch in guter Erinnerungen stehenden Rückschlägen endeten, haben sich in aller Stille in dem westlichen Nachbarstaat Afghanistans, in Persien, tiefeinschneidende Aenderungen vollzogen, die das Bild dieses Landes binnen verhältnismäßig kurzer Zeit völlig umgestalteten. In mancher Beziehung darf man heute schon dies Reich im vorderasiatischen Hochlande einen modernen Staat nennen, wenn naturgemäß auch noch zahlreiche Bindungen an die Vergangenheit bestehen.

Diese Fortschritte verdankt Persien der Einsicht und der Tatkraft eines Mannes, des heutigen Schahs Risa Khan Pahlawi, der sich in den Wirren der Nachkriegszeit vom Gemeinen in einem Kosakenregiment zum Heerführer, dann zum Diktator aufschwang, um sich schließlich 1925 die Krone des Schah-in-Schah, des Königs der Könige, aufzusetzen. Persien erhielt in ihm einen klugen Herrscher; noch auf lange hinaus wird das Geschick des Landes mit dem des Schahs aufs engste verbunden sein.

Risa Khan zählt heute 60 Jahre. Er ist ein hochgewachsener Mann von imponierender Erscheinung, der den Eindruck überlegener Ruhe ausstrahlt. Seltsam vereinigen sich in ihm orientalische mit europäischen Charakterzügen. Der Schah ist von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß sich sein Land

nur durch völlige Modernisierung nach westlichem Vorbild

behaupten kann, wobei er gleichzeitig sich des „freundlichen" Interesses der Russen und Engländer zu erwehren hat. Beides, die Modernisierung persischer Verhältnisse wie die Zurückdrängung ausländischen Einflusses, ist dem Schah Pahlawi in überraschender Weise gelungen.

Schon der äußere Anblick des neuen Persien bietet dafür einen Beweis. Die bunte Mannigfaltigkeit in der Kleidung der einzelnen Stämme ist verschwunden. Man mag das bedauern, aber die allgemeine Einführung europäischer Tracht hat den großen Vorteil, daß der einzelne sich heute nicht mehr als Schirasi, als Ispahani oder Kirmani, sondern eben als Perser fühlt. Die Hauptstadt Teheran wird ständig verschönert. Moderne öffentliche Gebäude wachsen aus dem Boden, breite Straßen und ausgedehnte Anlagen tragen zur Verschönerung des Stadtbildes bei. Wer die Stadt vor dem Kriege zum letzten Male gesehen hat, erkennt sie kaum wieder. Auch die Hauptstädte der einzelnen Provinzen erhalten neue Straßen, moderne Beleuchtung, Einstellhallen für Kraftwagen, und hier und da zeigen sich auch die ersten schüchternen Versuche zu einem Hotelwesen nach westlichen Begriffen. Die Verbindung zwischen den einzelnen Städten vermittelt der Kraftwagen. Die Umwälzung, die das Verkehrswesen erfahren hat, muß den Fremden immer wieder in Erstaunen setzen. Der Kraftwagen beherrscht das Feld, er hat das Kamel, früher fast das einzige Transportmittel, völlig verdrängt. Zwar das Eisenbahnwesen ist auch heute noch wenig entwickelt, das gebirgige Land eignet sich auch schlecht dafür, und so kommt es, daß Persien, obwohl fast viermal so groß wie Deutschland, nur über wenige hundert Kilometer Eisenbahnen verfügt. Dafür wird das Straßennetz jedoch neuerdings in beschleunigtem Tempo ausgebaut, und neben dem Kraftwagen spielt das Flugzeug eine von Jahr zu Jahr größere Rolle. Dabei ist erfreulich, daß, während im Autoverkehr der amerikanische Wagen, im Luftwesen

das deutsche Flugzeug durchaus die Führung hat.

Grundlegend umgestaltet wurde das Unterrichts- und Erziehungswesen. Jung-Persien erhält eine moderne europäische Erziehung, so schnell, wie nur neue Schulen gebaut und Lehrer dafür von den bedauerlicherweise ganz im angelsächsischen Sinne geleiteten Anstalten in Teheran und Ispahan geliefert werden können. Auch das Gesundheitswesen macht Fortschritte, wenn auch langsame. Man darf schließlich nicht vergessen, daß Persien ein orientalisches Land ist, dessen Bewohner über den Wert der Hygiene noch ihre eigenen Anschauungen besitzen.

Ganz besondere Verdienste hat sich die neue Regierung um die Herstellung der öffentlichen Sicherheit erworben. Noch vor einem Jahrzehnt beherrschten Räuberbanden das ganze Land. Die Führer dieser Horden galten als kleine Fürsten, deren Macht auf lange hinaus unerschütterlich schien. Die Regierung, gestützt auf ein kleines, aber außerordentlich tüchtiges Heer, das heute 60,000 Mann zählt, hat dem Unwesen nun ein Ende gemacht. Bis auf wenige Ausnahmen wurden sämtliche Bergbewohner, unter denen man vornehmlich die Räuber zu suchen hatte, entwaffnet, und heute kann der Fremde im ganzen Lande ungefährdet reisen. Nur auf der neuen Straße durch das entlegene Luristan erlebt man zuweilen, noch unerfreuliche Ueberraschungen.

Hand in Hand mit diesen Verbesserungen hat sich auch

Persiens Wohlstand gehoben.

Dies zeigt sich vornehmlich in den steigenden Zahlen des Handelsverkehrs. In den 12 Jahren von 1913 bis 1925 ist die Einfuhr von 220 auf 490, die Ausfuhr von 170 auf 333 Millionen Mark gestiegen. In letzterer nimmt das Petroleum mit über 170 Millionen Mark die erste Stelle ein. Aber auch die alten Handwerkskünste blühen noch; Teppiche stehen mit 34 Millionen Mark an zweiter Stelle der Ausfuhr.

Die Fortschritte des vorderasiatischen Königreichs sind um so erfreulicher, als Persien stets in freundschaftlichsten Beziehungen zum Deutschen Reiche gestanden hat und ein immer besserer Abnehmer deutscher Waren zu werden verspricht.

Russischer und polnischer Auftrag für Siemens

Die deutschen Siemens-Schuckertwerke A.G. wurden v. der russischen Handelsvertretung in Berlin beauftragt, zwei Großturbinen von je 14,000 Kilowattleistungen zwecks Vergrößerung des Kraftwerkes Kaschira (Moskauer Elektrizitätswerke) herzustellen. Auf dem Schwachstromgebiet erhielten Siemens & Halske gleichfalls einen belangreichen Auslandsauftrag, indem die Postverwaltung Polens für die Fernkabelleitung von Warschau zur tschechoslowakischen Grenze das Pupinspulen-System fast ganz bei den Unternehmen bestellte.

Interessantes Allerlei

Wer soll den Präsidenten Masaryk malen?

Daß ein Strafgefangener den ehrenvollen Auftrag bekommt, ein Staatsoberhaupt in Lebensgröße zu verewigen, kommt sicher nicht alle Tage vor. Die Behörden suchten lange vergeblich nach einem waschechten „slowakischen" Künstler; bis auf Jano Kovatschik und Jano Okruchlica fanden sie keinen. Der erstere soll ein sehr begabter — Karikaturist sein, demnach für diesen Auftrag also wenig geeignet. Professor Okruchlica hingegen betätigte sich immerhin mit einigem Erfolg auf dem Gebiete der Bildnismalerei. Er wurde erst 1928 entlarvt, als man ihn wegen einer Lappalie, einer kaum nennenswerten Unterschlagung, vor den Kadi zitierte. Dieser erkundigte sich nach den Personalien des Angeklagten. Unglücklicherweise kam Jano vor einen der wenigen ungarischen Richter, die in der Slowakei im Amt belassen worden sind, da man vorläufig keinen geeigneten Ersatz für sie fand. Als der Angeklagte dem alten Magyaren erklärte, er habe sein Diplom von der Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie erworben, stierte ihn der Richter entgeistert an; denn diese Institution pflegt keine Zeichenlehrer zu beglaubigen. Die Verwunderung des Richters erreichte ihr Höchstmaß, als der „Professor" seine Papiere vorlegte; sie waren von längst verstorbenen ungarischen Kunstmalern „signiert". Jano beteuerte, er sei vom Prager Kultusministerium auf Grund dieser Zeugnisse zum Professor ernannt worden. Die Nachforschungen erbrachten den Beweis, daß er recht behielt. Der Herr Professor wurde degradiert und wanderte auf einige Jahre ins Gefängnis. In der Zwischenzeit beschloß die Stadtverordnetenversammlung, die Bildnisse von Masaryk, Benesch und Stefanik, dem ersten Kriegsminister der Republik, für den Festsaal des Stadthauses anfertigen zu lassen. Dreißigtausend Kronen wurden zur Verfügung gestellt, und ein biederer Malermeister lieferte prompt die drei bunten Bilder in der bestellten Größe. Wie sie aussahen, kann man sich lebhaft vorstellen, der Künstler hatte sich bislang darauf beschränkt, Zimmerdecken und Wände mit bunten Figuren zu schmücken! Nach zwei Jahren sahen die Zuständigen ein, daß die Bilder des ehrlichen Handwerkers entfernt werden müßten, und bewilligten abermals dreißig Tausender für neue Kunstwerke. Meister Kovatschik der Karikaturist, lehnte ab, und da einigten sich die Stadtväter in Not auf Jano Okruchlica. Er ist zwar rechtskräftig verurteilt, aber wenigstens ein Kunstmaler. Vielleicht begnadigt ihn der Präsident.

Ein Dokument des Verrats

Gelegentlich einer Ansprache an seine nationalzaranistischen Parteigenossen machte der ehemalige rumänische Ministerpräsident Manin kürzlich eine Mitteilung, die namentlich in der ungarischen Presse größtes Aufsehen erregt hat. Handelt es sich doch um das Eingeständnis, daß lange vor dem Kriege das Bukarester Kriegsministerium junge Rumänen ungarischer Staatsangehörigkeit durch einen heiligen Eid dazu verpflichtete, sich in den Dienst einer revolutionären irredentistischen Bewegung zu stellen, die auf die Loslösung großer Teile Ungarns aus dem Staatsverbande abzielte. Manin verteidigte sich gegen den Vorwurf, nur aus Machthunger an seinem Posten festgehalten zu haben. Er führte aus, daß ihn nur die Liebe zu Rumänien in seinem Handeln bestimme. Als Beweis dafür, daß er diesem Lande schon vor vielen Jahren gedient habe, las er ein Schriftstück vor, das er als Student 1893 im rumänischen Kriegsministerium unterzeichnet habe. Es handelt sich nach dem „Pester Llond" um eine Verpflichtung folgenden Inhalts: „Ich schwöre bei Gott, bei meinem Gewissen und meiner Ehre, daß ich mein Leben für den Sieg der rumänischen Sache opfern und an der von uns vorbereiteten Revolution aktiven Anteil nehmen werde."

Schulkinder für die sowjetrussischen Fabriken

Infolge des großen Arbeitermangels in den Fabriken geht die Sowjetregierung daran, Schulkinder in den Fabriken arbeiten zu lassen. Zu diesem Behufe wurden zunächst 3 Brigaden von Schulkindern im Alter von 12 bis 15 Jahren in 3 verschiedenen Unternehmungen eingestellt. Die Kinder müssen im allgemeinen dieselben Arbeiten verrichten, wie die Erwachsenen, erhalten jedoch nur zirka 40 Prozent des Stundenlohnes eines Erwachsenen (62 Kopeken). Nach den Berechnungen der Arbeitsbehörden benötigen die Kinder für eine Arbeitsleistung zu der der erwachsene Arbeiter 5 Minuten braucht 8 bis 10 Minuten. Die Ergebnisse der Kinderarbeit werden von der Arbeitsbehörde als günstig bezeichnet. Nach Durchführung der Versuche soll dann entschieden werden, ob die allgemeine Einstellung von Kindern zur Arbeit in den russischen Fabriken angezeigt ist.

Korsogespräch. A: „Sehen Sie mal die hübsche Dame da drüben. Ob sie wirklich mit mir flirten will?" — B: „Sehr einfach festzustellen; ich brauche bloß rüberzugehen und sie zu fragen. Es ist nämlich meine Frau."

Haben Sie schon den neuen Courierkalender für 1931?